

## Qualitative Diskursanalysen in der historischen Medien- und Kommunikationsforschung

Christoph Classen

„Diskurs“ ist ein Allerweltswort. Allein auf Deutsch zählt Google rund 4,2 Mio. Treffer.<sup>1</sup> Ohne Zweifel handelt es sich um eines jener „Plastikwörter“, mit denen der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen (2004) modische Begriffe der Alltagssprache bezeichnet hat, deren Bedeutung sich kaum spezifizieren lässt, die aber zugleich eine Aura von Bedeutung und (wissenschaftlichen) Konnotationen umgibt. Da sich dies bei „Medien“ und „Kommunikation“ kaum anders verhält, ergibt sich gleich zu Anfang das Problem der Bestimmung des Gegenstandes: Was zeichnet eine Diskursanalyse gegenüber anderen Analysemethoden aus, die sich ja ebenfalls mit menschlicher Kommunikation befassen, die ihrerseits immer medienvermittelt ist? Dies erscheint nicht nur angesichts der inflationären Etikettierungen in jüngerer Zeit fraglich. Auch prominente Fürsprecher diskursanalytischer Ansätze verstehen darunter jedenfalls keine geschlossene, „lernbare“ Methode. Für den Historiker Philipp Sarasin – und andere stimmen ihm zu – handelt es sich um einen bestimmten, theoretisch-philosophisch determinierten Zugang, der per se noch nicht an eine bestimmte methodische Vorgehensweise gebunden ist (vgl. Keller 2006: 54-56).

Solche Fragen mögen obsolet erscheinen angesichts einer Fülle von Literatur, die, überwiegend in den letzten zehn Jahren publiziert, inzwischen auch Handbücher, methodische Anleitungen und eine große Zahl von praktischen Anwendungen umfasst. Und doch verweisen sie nicht nur im Hinblick auf die anhaltenden Vorbehalte, die es jenseits der Konjunktur diskursanalytischer Arbeiten und Ansätze gerade in der Kommunikationswissenschaft und in anderen Sozial- und Geisteswissenschaften nach wie vor gibt, auf ein ernstes Problem: *Die* Diskursanalyse als Methode gibt es tatsächlich nicht. Vielmehr firmiert unter diesem Label ein Set von zum Teil recht verschiedenen Ansätzen diverser Disziplinen, die ganz unterschiedliche Erkenntnisinteressen verfolgen, auf differenten Ebenen angesiedelt sind und die auch hinsichtlich der theoretischen Grundannahmen erheblich voneinander abweichen. Für die hier vorgesehene handbuchartige Einführung in die Methode hat dies dreierlei Konsequenzen: Erstens kann sie nicht den Anspruch erheben, das Feld adäquat und auch nur

---

<sup>1</sup> Stand: März 2007.

annähernd vollständig zu beschreiben. Zweitens tragen die konkreten Ausführungen zur möglichen Vorgehensweise und theoretischen Orientierung zwar Beispielcharakter, dürfen aber keinesfalls in einem kanonischen Sinne verstanden werden – andere Zugänge sind denkbar und legitim. Drittens schließlich erscheint ein solcher Aufsatz angesichts der Fülle einschlägiger Literatur nur dann gerechtfertigt, wenn er sich auf die Problematik des Verhältnisses von Medien und Diskursen konzentriert. Denn obwohl Diskursanalysen immer mit Medien zu tun haben, wird diese Beziehung noch relativ selten thematisiert. Nach einem allgemeinen Überblick zur Genese und den theoretischen Wurzeln folgt im zweiten Teil ein konkretes Anwendungsbeispiel. Der dritte und letzte Teil diskutiert Potenziale und Grenzen des Konzepts und thematisiert in diesem Zusammenhang auch das Verhältnis von Diskursen und Medien.

### 1. Entwicklung und Grundzüge der Diskursanalyse und -theorie

Anders als etwa in Frankreich ist in Deutschland die Konjunktur diskursanalytischer Arbeiten und Methodendiskussionen noch vergleichsweise jung. Zwar beginnt bereits in den achtziger Jahren die Rezeption diskurstheoretischer Ansätze, eine größere Anzahl entsprechender Arbeiten und methodischer Ausarbeitungen lässt sich jedoch erst für die zweite Hälfte der neunziger Jahre feststellen. Die Wurzeln reichen aber deutlich weiter zurück: Sie lassen sich relativ präzise auf die späten sechziger Jahre datieren, auf die Formulierung poststrukturalistischer und konstruktivistischer Ansätze in Frankreich und in den Vereinigten Staaten, die – bei allen Unterschieden – die Konzentration auf sprachliche Repräsentationen von Wirklichkeit eint, und die deshalb später mit dem Label „linguistic turn“ belegt worden sind (vgl. u.a. Berger/Luckman 1977; Barthes 1967; Roty 1967).

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der Diskurstheorie waren die Arbeiten des französischen Philosophen und Soziologen Michel Foucault aus dieser Zeit, vor allem die Bücher „Archäologie des Wissens“ von 1969 und „Die Ordnung des Diskurses“ von 1971, in denen er sein theoretisches wie methodisches Konzept des Diskurses entfaltet hat. Bis heute beziehen sich die meisten diskursanalytischen Ansätze implizit oder explizit auf Foucaults Überlegungen. Allerdings handelt es sich dabei weder um eine ausgearbeitete Theorie noch um ein methodisches Instrumentarium im engeren Sinne. Darin dürfte

auch einer der Gründe dafür zu suchen sein, dass sich daraus recht unterschiedliche Methoden entwickelt haben.

Nicht zufällig fällt die Durchsetzung eines solchen Ansatzes mit dem Übergang zur sogenannten Postmoderne oder „Zweiten Moderne“ zusammen, also mit den Tendenzen zur Individualisierung, Pluralisierung und Entnormativierung (vgl. Rödder 2004) sowie dem Ende der Modernisierungseuphorie der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Daraus resultierte ein „Verlust an Gewissheit“, und damit gerieten mittelfristig zugleich die verbreiteten ideologiekritischen und modernisierungstheoretischen Forschungsparadigmen in die Krise. Die Prämissen und Axiome der seinerzeit verbreiteten neomarxistischen Theorien, die stets auf die Kritik, wenn nicht Veränderung der aktuellen politischen Verhältnisse zielten, schienen zunehmend fragwürdig, und modernisierungstheoretische Teleologien dementierten sich angesichts von Rezession und anderen krisenhaften Entwicklungen sozusagen von selbst. Mehr noch, der direkte Zugang zu einer gegebenen, objektiven Realität wurde insgesamt in Frage gestellt, „Wahrheit“ erschien als abhängig von wechselnden kommunikativen und kulturellen Kontexten.<sup>2</sup>

All dies, hier nur angedeutet, beeinflusste das diskurstheoretische Modell und dessen Durchsetzung. Zu den neuen Unsicherheiten und Desillusionierungen passte der konstruktivistische Ansatz, der nicht den Anspruch erhob, soziale Realität in einem umfassenden Sinne zu beschreiben, sondern stattdessen die jeweiligen Wahrnehmungen, das Denken und Sprechen, das Wirklichkeiten erst konstituiert, möglichst wertneutral beschreiben wollte.

In Deutschland vollzog sich die Rezeption allerdings – wie bereits angesprochen – mit großer Verzögerung und zudem auch nicht einheitlich: Während Diskursanalysen in den kulturwissenschaftlichen und zum Teil auch anderen geisteswissenschaftlichen Fächern heute schon fast zu den gängigen, allgemein akzeptierten Methoden gehören, bestehen auf Seiten der Sozialwissenschaften (darunter auch der Kommunikationswissenschaft) bis heute nicht selten erhebliche Vorbehalte (vgl. Keller u.a. 2001: 9). Neben unterschiedlichen methodischen Traditionen spielt dabei auch eine Rolle, dass in den zuletzt genannten Disziplinen seltener historisch gearbeitet wird, Diskursanalysen aber gerade für historische Analysen besonders geeignet scheinen – dazu im dritten Teil dieses Artikels mehr.

<sup>2</sup> Die Annahme, dass „wir keinen Zugang zu einer uns gegebenen, objektiven Realität haben“ kann als Kern eines analytischen Postmoderne-Verständnisses gelten (Diez 2005: 188).

Doch nun zurück zu der eingangs aufgeworfenen Frage, was Diskurse und ihre Analyse ausmacht. Im alltäglichen Sprachgebrauch hat sich der Begriff längst als Synonym für Diskussion, Gespräch oder Rede eingebürgert. Demnach wäre praktisch jede sprachliche Äußerung ein Diskurs und der Begriff hätte keine analytische Trennschärfe. In der wissenschaftlichen Diskussion lassen sich dagegen vier unterschiedliche Grundrichtungen identifizieren, die zwar die Konzentration auf geschriebene oder gesprochene Sprache gemeinsam haben, ebenso das Interesse an ihren formalen oder inhaltlichen Strukturen und Gesetzmäßigkeiten, die sich aber ansonsten durch unterschiedliche Diskursbegriffe und Analyseperspektiven auszeichnen. Da es sich hierbei nicht nur um ein heterogenes, sondern auch um ein sehr dynamisches Forschungsfeld handelt, kennzeichnen die Grundrichtungen zwar unterschiedliche Perspektiven, zugleich finden sich aber in den letzten Jahren zahlreiche Übergänge und Vermittlungsversuche, sodass die folgenden Richtungen eher als Idealtypen zu verstehen sind (vgl. Keller u.a. 2001: 11-12).

Zu nennen ist hier zunächst eine *sprachwissenschaftliche*, im Bereich der Text- und Gesprächslinguistik verbreitete Richtung der *discourse analysis*, die sich meist auf die Analyse der unmittelbaren Sprachverwendung richtet. Im Mittelpunkt stehen hier beispielsweise ritualisierte Gesprächsverläufe, die Organisation von Sprecher- und Themenwechseln und dergleichen mehr (vgl. van Dijk 1985). Charakteristisch für diesen Ansatz ist die Konzentration auf die formale Organisation der Sprache, daher sind die Befunde nur selten für Fragen auf der gesellschaftlichen Meso- oder Makroebene anschlussfähig (vgl. Diaz-Bone 2003: 63).

Zu den meisten Missverständnissen dürfte es aufgrund der Verwendung des Diskursbegriffes durch Jürgen Habermas (1981) gekommen sein, denn in seiner *diskursethischen* Theorie ist der Begriff normativ aufgeladen. Im Mittelpunkt stehen hier kommunikative Verfahren als Mittel der zivilen, rationalen und gerechten Konfliktregulierung innerhalb demokratischer politischer Systeme. Demnach müssen Argumentationen bestimmten, näher zu definierenden Kriterien genügen. Das Interesse richtet sich hier kaum auf historische Analysen, sondern vielmehr auf die philosophisch-ethische Fundierung politischer Praxen.

Drittens gibt es einen primär *kulturwissenschaftlich* orientierten Strang, der besonders auf den öffentlichen Gebrauch von Symbolen und dessen Kopplung mit Handlungen und Praktiken fokussiert. Diese auch unter dem Label *cultural turn* bekannt gewordene Richtung hat ihre Wurzeln nicht in der Diskurstheorie sondern steht vielmehr in der Tradition handlungstheoretischer und stärker her-

meneutisch-interpretativer Ansätze im Bereich der Soziologie, der Ethnologie (etwa bei Clifford Geertz) und anderer Sozialwissenschaften. Typisch für den kulturwissenschaftlichen Ansatz ist die Betonung einer relativen Autonomie kultureller Sinnzusammenhänge (vgl. Keller u.a. 2001: 13). Erst in letzter Zeit ist ein vermehrter Rekurs auf den Diskursbegriff festzustellen.

Viertens und letztens ist der eingangs schon angesprochene *poststrukturalistische Strang* der Diskursanalyse zu nennen, der sich in der Tradition und Kritik der strukturalistischen Linguistik de Saussures entwickelte. Gemeinsam ist diesen durchaus konzeptionell sehr unterschiedlichen Ansätzen die aus der strukturalistischen Linguistik übernommene Annahme, dass sprachliche Repräsentationen nicht einfach als Abbildungen von Realität verstanden werden können, sondern einer eigenen Logik folgen. Einen Diskurs bildet hier die Ansammlung tatsächlich gemachter Aussagen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einem bestimmten sozialen Raum Wissen und Handeln bestimmen oder reproduzieren und insofern auch Machtverhältnisse repräsentieren (vgl. Link 1983: 60). Da der Einfluss poststrukturalistisch orientierter Diskursanalysen in der Tradition Foucaults auch im Bereich der Medienanalyse augenblicklich am größten erscheint (wobei allerdings die Übergänge zum kulturwissenschaftlichen Strang fließend sind), soll dessen bisweilen recht unübersichtliches Theoriegebäude im Folgenden zumindest grob skizziert werden.

Im Zentrum von Foucaults Diskurstheorie steht die Beschreibung symbolischer Praxen, genauer die Sinn- und Wissensproduktion moderner Gesellschaften. Ihre Mechanismen der Inklusion und Exklusion, der Grenzziehungen sowie der Metaphernbildung werden als Teile komplexer Bedeutungssysteme interpretiert, die zugleich Machtverhältnisse repräsentieren. Gesellschaft wird primär semiotisch entworfen, als kulturelles Bedeutungssystem und symbolische Ordnung, die Handlungen strukturiert, und die sich u.a. in Form von Institutionen oder Bauwerken materialisieren kann. Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind, folgt man Foucault, in den jeweiligen gesellschaftlichen Vorstellungswelten und den daraus resultierenden Praxen gewissermaßen unsichtbar eingeschrieben und begründet – zugleich sind sie vielfältig, oft subtil und in ihrer Komplexität und ihren Eigenlogiken nur historisch rekonstruierbar, keineswegs aber von einem Punkt aus einfach erklärbar.

Diskurse können demnach als semantische und zugleich strukturbildende Elemente der gesellschaftlichen Ordnung gelten. Sie treten an die Stelle eines intentional und willentlich handelnden Subjekts und stellen mehr oder weniger zufällige Strukturmuster dar. Sie bilden jene „Arenen“ und Schauplätze, in de-

nen Kämpfe um Repräsentationen und Distinktionen und damit um Macht ausgefochten werden. Sie sind nicht auf Texte beschränkt, sondern repräsentieren zugleich eine „regulierende Praxis“, die sich materiell, in Handlungen und Institutionalisierungsprozessen niederschlagen kann. Demzufolge zielt die Analyse hier nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne auf die Zeichenebene und die Codes ihrer Vermittlung, sondern sie fragt nach den historischen Bedingungen und Konsequenzen von Aussagen und den damit verbundenen Strukturen und Praxen.

Begreift man Diskurse „als „Ensemble der Wissensproduktion“ (Bublitz 1999: 78), dann wird klar, dass sie nicht primär durch Inhalte bestimmt sind. Maßgeblich für die Abgrenzung sind vielmehr die Regeln, die den Diskurs organisieren. Entscheidend ist, was jeweils als wahr gilt, welche Ordnungen und Kategorien zugrunde liegen und was sagbar ist oder nicht. Foucault hat dies mit einem Zitat des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges illustriert, das seinerseits aus einer „gewissen chinesischen Enzyklopädie“ stammen soll, in der folgende Klassifikation der Tiere vorgenommen werde: „a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen“ (Foucault 1974: 17).

Das (fiktive) Beispiel verschafft einen Eindruck von einer anderen, für uns fremden Wissensordnung, die offenbar nach ganz anderen Regeln und Kriterien funktioniert als die unsere. Aufgabe der Diskursanalyse ist es, diese begrifflichen und kategorialen Regeln zu rekonstruieren: Wer darf sich äußern, wer nicht? Was gilt als „wahr“ bzw. als „normal“? Was darf nicht gesagt werden? Um welche Begriffe respektive Bedeutungen wird gestritten bzw. wie verändern sie sich? Dies erfordert eine gewisse Distanz, wenn nicht Fremdheit gegenüber den meist als selbstverständlich wahrgenommenen Kategorien, Begriffen und Semantiken. Der Ansatz scheint daher besonders für historische Analysen geeignet, da die gegenwärtigen diskursiven Regeln unseres Denkens nur schwer reflektierbar sind. Implizit wird hier auch Foucaults Kritik an der systematisch-quantitativen Inhaltsanalyse deutlich, die derartige Kategorienbildungen auf Basis gegenwärtiger Wahrnehmungen selbst vornimmt, ohne sie zumeist entsprechend zu reflektieren, und die zudem wegen ihrer Statik gegenüber dem historischen Bedeutungswandel eher unsensibel ist.

Impliziert ist dabei die Relativierung des Subjekts. Diskurse stellen bei Foucault im Normalfall nicht reflektierte Regulative des Denkens und Handelns dar, die die Grenzen des Denk- und Sagbaren bestimmen und insofern dem individuellen Bewusstsein vorausgehen. Im Zentrum der Analyse steht daher im Unterschied zur Hermeneutik nicht in erster Linie die Rekonstruktion von individuellem Sinn anhand von Einzelbeispielen, sondern der generellen Regeln der Kommunikation. Betont werden ferner das Nicht-Intentionale gegenüber dem Intentionalen und die kulturellen Prägungen gegenüber den bewussten (materiellen) Interessen, ganz im Gegensatz zum damals verbreiteten neomarxistischen Materialismus mit seiner Basis-Überbau-Unterscheidung. Damit löst der Ansatz auch überkommene dichotomische Vorstellungen eines „oben“ versus „unten“, von „Sender“ und „Empfänger“ oder entgegengesetzter politischer Lager auf, und zwar zugunsten einer Matrix von asymmetrischen Machtbeziehungen, die als Interaktionsbeziehungen die Gesellschaft durchziehen und die a priori weder pauschal positiv noch negativ bewertet werden können.

Insgesamt ergibt sich somit ein enger Gesellschaftsbezug und eine gewissermaßen soziologische Perspektive: Im Zentrum von Foucaults Interesse stehen makrosoziologische Fragen, etwa nach gesellschaftlicher Integration und Konsensbildung, nach Mobilisierung, der Produktion von „Normalität“ und der Definition von Abweichung in dem jeweiligen Gemeinwesen, ferner die Veränderung bestehender Wirklichkeitsordnungen und Moralvorstellungen.

## 2. „Unterhaltung“ im geteilten Deutschland – ein Mediendiskurs

Folgt man der Perspektive Foucaults, dann sind auch die Medien nichts Gegebenes, sondern konstituieren sich in ihren technischen Ausgestaltungen, ihren Formen und in ihren Inhalten erst durch Diskurse. Dies ist der Ansatzpunkt einer Diskursgeschichte der Medien, die die gesellschaftlichen Vorstellungen und Zuschreibungen von Medien zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten und in unterschiedlichen Kulturen untersucht. Im Folgenden sollen die Vorgehensweise und der mögliche Erkenntnisgewinn anhand eines Beispiels illustriert werden: Vorstellungen von massenmedialer „Unterhaltung“ während des Kalten Krieges im deutsch-deutschen Sonderkonflikt.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Classen (2005).

Dass das Fernsehen und das Radio unterhaltenden Charakter haben, scheint angesichts der heutzutage verbreiteten Angebote als vollkommen selbstverständlich. Doch in der Vergangenheit konkurrierten Wünsche nach „Unterhaltung“ mit anderen Zielvorstellungen, welche die seinerzeit noch jungen elektronischen Medien erfüllen sollten: insbesondere dem Ziel der Erziehung und Belehrung aber auch der politischen Beeinflussung. Wie entwickelten sich nun diese Vorstellungen von Aufgabe und Charakter der Medien vor dem Hintergrund einer extrem zugespitzten politischen Konkurrenz zwischen den beiden deutschen Staaten im Zeitraum von den späten vierziger Jahren bis in die siebziger Jahre? Welche Bedeutung hatten die politischen Rahmenbedingungen einer Diktatur einerseits und der Demokratie auf der anderen Seite? Was sagt der Diskurs über die jeweilige soziale Verfassung der beiden Gesellschaften aus? Was lässt sich über das Verhältnis von Medien und Politik sagen? Diese historische Fragestellung gibt die Untersuchungsperspektive vor: Vergleichend untersucht werden soll das Feld von Äußerungen über Unterhaltungssendungen in Fernsehen und Radio. Eine solche *Definition des Gegenstandes und des Untersuchungsinteresses* ist die unerlässliche Voraussetzung für alle weiteren Arbeitsschritte. Dabei sind aber selbstverständlich ganz unterschiedliche Fragestellungen und Perspektiven denkbar.

Den zweiten zentralen Schritt bildet die *Erstellung des Textkorpus*, also jener Aussagen, auf die sich die Analyse stützt. Dafür ist eine gewisse Kenntnis der wichtigsten Akteure und Institutionen notwendig, die sich mit diesem Thema befasst haben. Im vorliegenden Fall stützt sich die Analyse hauptsächlich auf Veröffentlichungen in einigen einschlägigen Fach- und Publikumszeitschriften, insbesondere in den wichtigsten Rundfunkzeitschriften (einschließlich Leserbriefe), ergänzt durch einzelne Äußerungen zuständiger (Medien-) Politiker und Akten beteiligter Institutionen. Dazu wurden die entsprechenden Zeitschriftenjahrgänge systematisch auf relevante Beiträge zum Untersuchungsthema durchgesehen und daraus ein vorläufiger, chronologisch geordneter Textkorpus gebildet. Obgleich die Auswahl der Medien genau überlegt und begründet sein muss, zielt die Materialerhebung nicht unbedingt auf Vollständigkeit in einem quantitativen Sinne. Vielmehr sind Diskursanalysen in der Regel partikular angelegt, d.h. sie beschränken sich zumeist bewusst auf einen bestimmten Diskurs, sei er thematisch, institutionell oder zeitlich fokussiert.

An dieser Stelle sei auf zwei Besonderheiten und zum Teil auch Schwierigkeiten hingewiesen, die sich in diesem speziellen Fall ergaben: Zum einen handelte es sich hier, abgesehen von einigen Leser- bzw. Zuschauerbriefen, um

einen Elitendiskurs: Die Beteiligten sind vorwiegend Wissenschaftler, Politiker und Journalisten; die Vorstellungen breiterer Gesellschaftsschichten zu diesem Thema fanden sich eher implizit als explizit im Material. Dies relativiert ein wenig das zweite, gewichtigere Problem, das in den unterschiedlichen Öffentlichkeitstypen der beiden deutschen Teilstaaten besteht. Die *Diskurskontrolle* im Sinne z.B. des Zugangs zu öffentlichen Medien unterschied sich zwischen Diktatur und Demokratie erheblich. Foucault selbst hat deshalb mit Blick auf die östlichen Systeme von „Diskursrepression“ im Unterschied zu „Diskursproduktion“ im Westen gesprochen (zit. nach Ruchatz 2005: 19). Diese unterschiedlichen Kontextbedingungen wirken sich selbstverständlich auf den Diskurs aus; konkret ist anzunehmen, dass breitere gesellschaftliche Vorstellungen sich unter den Bedingungen der Diktatur weit weniger artikulieren konnten als in der pluralistisch strukturierten Öffentlichkeit westlichen Typs.

Auf die Phase der Materialsammlung folgt drittens die *qualitative Analyse*. Hier sollten zunächst strukturelle Merkmale des Diskurses erfasst werden und zugleich jene Beiträge ausgewählt werden, die der eigentlichen Detailanalyse unterzogen werden. Zum einen geht es darum, die wichtigsten Themen und Unterthemen des Diskurses zu identifizieren. Bereits im Zuge der Erstellung und Sichtung des Materials entsteht ein oberflächlicher Eindruck von strukturellen und inhaltlichen Charakteristika des Diskurses. Welche Themen, Argumentationsmuster, Symbole und Kontextualisierungen tauchen häufig auf, welche sind randständig? Welche Sprecher können sich artikulieren? Auffällig im vorliegenden Fall war beispielsweise die stark normative Konnotation von „Unterhaltung“ auf beiden Seiten der Grenze und die antagonistische Entgegensetzung von „Unterhaltung“ und „Bildung“ besonders in der Frühzeit. Ebenso fiel vor allem in der DDR der Grad der Politisierung des Themas auf, also die Herstellung explizit politischer Bezüge, die man im Westen deutlich seltener findet.

Zum anderen dient dieser Schritt der Materialreduktion. Denn eine Tiefenanalyse gerät schnell in die Gefahr, „im Material zu ersaufen“. Dies gilt zumal für historische Untersuchungen, die den Anspruch haben, die Entwicklung eines Diskurses über einen längeren Zeitraum zu beschreiben. Es muss daher entschieden werden, welche Beiträge einer tieferen Feinanalyse unterzogen werden sollen. Vollständigkeit wird hier nicht in einem quantitativen Sinne verstanden, als Analyse allen verfügbaren Materials. Vielmehr geht es methodisch-pragmatisch darum, auf Basis des verbleibenden Materials die zentralen Merkmale des Diskurses beschreiben zu können. Redundante Beiträge, die gegenüber anderen, schon einbezogenen, keine wesentlich anderen Aspekte behandeln,

können hier ausgeschlossen werden, ebenso wie extrem randständige. Erfahrungsgemäß hat man es keineswegs mit einer unüberschaubaren Anzahl von Varianten zu tun, sondern mit einem Set ähnlicher Argumentationen, Metaphern und Vorstellungen. Ziel ist es, am Ende einen Korpus von Texten zur Verfügung zu haben, der alle zentralen Charakteristika des Diskurses abbildet, zugleich aber nur aus einer überschaubaren Menge von Texten besteht (vgl. Jäger 1999: 191-195).

Entsprechend der Fragestellung wurde die eigentliche *Feinanalyse* zum einen vergleichend für Ost und West durchgeführt, zum anderen diachron, also mit Blick auf Veränderungen innerhalb des ca. 25-jährigen Untersuchungszeitraums. Schwerpunktmäßig untersucht wurden dabei vier Ebenen: Erstens die inhaltlich-thematischen Muster der Auseinandersetzung mit „Unterhaltung“. Zweitens die semantischen und symbolischen Formen, die Metaphorik, in der das Thema verhandelt wurde, drittens die thematischen Kontexte und Diskurse, mit denen „Unterhaltung“ verbunden war, viertens schließlich die Ebene der Rezeption bzw. unterschiedlicher Akteure: Wie wirkten gesellschaftliche Vorstellungen und Expertendiskurs in beiden Gesellschaften jeweils aufeinander?

Dabei wurde zunächst nach offenkundigen Brüchen in der Argumentation bzw. in der Darstellung und den Kontexten gesucht. Solche Brüche, etwa ein Schwenk von der drastischen Zurückweisung von Unterhaltungsbedürfnissen hin zu ihrer prinzipiellen, wenngleich nicht konsequenten Anerkennung in der DDR nach dem 17. Juni 1953 oder das Verschwinden der „Gift“-Metaphorik, mit der insbesondere Rock- und Popmusik anglo-amerikanischer Herkunft in den fünfziger Jahren in beiden Teilen Deutschlands häufig belegt wurde, markieren tiefgreifende Veränderungen des Diskurses, die dabei helfen können, Zäsuren zu bilden und die Untersuchung zu strukturieren. Typisch sind allerdings auch und gerade „schleichende“ Veränderungen. So war lange Zeit die Vorstellung eines Gegensatzes von Unterhaltung und Bildung mächtig, in der sich die westlichen öffentlich-rechtlichen Medien vor allem als Bildungs- und Erziehungsinstitutionen verstanden. Seit den sechziger Jahren geriet dieses Selbstverständnis jedoch unter Legitimationsdruck, und die elektronischen Medien begriffen sich zunehmend als „Dienstleister“, der – auf vielfachen Wunsch – auch populäre Formate zur Verfügung stellen müsse. Charakteristisch ist dabei, dass die älteren, bildungsbürgerlich-hochkulturellen Vorstellungen nicht einfach verschwanden, sondern nur sukzessive ihre Hegemonie einbüßten. Dieser langsame Wandel, das Hinzutreten konkurrierender Deutungen und normativer Verschiebungen, häufig auch begleitet von heftigen Debatten, kann als

typisch für die Veränderung von Vorstellungen und gesellschaftlichen Normen gelten.

Die so gewonnenen Zäsuren machten es nun möglich, den deutsch-deutschen Unterhaltungsdiskurs strukturiert darzustellen. Dabei zeigten sich in einer ersten Phase, in der unmittelbaren Nachkriegszeit, große Ähnlichkeiten, sowohl auf der inhaltlichen, als auch auf der symbolischen und kontextuellen Ebene. In allen Zonen wurden die Notwendigkeit von Bildung und der „Hebung des Geschmacks“ betont, Unterhaltung wurde im Allgemeinen negativ konnotiert und häufig mit einer Krankheits- oder Dekadenz-Metaphorik belegt. Deutlich verweisen diese Merkmale auf gemeinsame ältere, kulturkritisch-antimoderne Vorstellungen von „Vermassung“ und ihren Folgen.

Mit der Zuspitzung des Kalten Krieges seit Ende der vierziger Jahre entwickelte sich der Diskurs unterschiedlich. Im Osten wurde kurzzeitig ein Konzept von Medien als Mittel zur Erziehung, Mobilisierung und Politisierung der Bevölkerung exekutiert, das allerdings kaum auf Gegenliebe bei den Rezipienten stieß und daher – wie bereits angedeutet – schon bald teilweise zurückgenommen werden musste. Unterhaltung kam darin nicht vor. Aber auch nach 1953 kam es zu einer politischen Überformung des Unterhaltungsdiskurses, so dass die überkommene antimoderne Stoßrichtung sich nun in eine primär antiwestliche verwandelte. In der Bundesrepublik blieb es dagegen bei den Vorbehalten gegen populäre Formate. Erst im Zuge der sich ausprägenden Konsumgesellschaft in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre entwickelte sich nach und nach eine Wertung von Unterhaltung als „notwendiges Übel“, eine Sichtweise, der im übrigen in dieser Zeit dann auch zahlreiche DDR-Funktionäre anhängen. Relativ konstant blieb über den gesamten Zeitraum hinweg die Forderung der Rezipienten nach mehr und besserer Unterhaltung.

Insgesamt präsentierte sich der Diskurs somit als Parallelgeschichte einer sukzessiven Anerkennung von Unterhaltung als legitimen Teil massenmedialer Angebote: Zwar blieb die Vorstellung einer „Gefährdung“ durch Unterhaltung noch lange virulent, doch wurde sie schrittweise abgeschwächt; während zuerst noch das Bild einer schleichenden Vergiftung kursierte, deren Folgen erst später (wenn nicht zu spät) spürbar wären, schwächte sich dieses Bild in den fünfziger Jahren insofern ab, als dass man bald nun nur noch von einer Gefährdung besonders schutzwürdiger Teile der Gesellschaft ausging, insbesondere der Jugend. Schließlich trat die Vorstellung einer „Gefahr“ weiter in den Hintergrund und machte zunehmend einer Debatte über „Qualität“ platz. Hier wurde sorgsam zwischen „guter“, ergo legitimer und „schlechter“, illegitimer Unterhaltung

unterschieden. Dabei waren jedoch nicht nur die Formen durchaus unterschiedlich, sondern auch die Kontexte. Während das Thema in der DDR Teil der Bestrebungen nach Legitimität und Abgrenzung von der Bundesrepublik wurde, basierte die Entwicklung im Westen auf dem zunehmenden Konsum von Populärkultur, einer pluralen Medienlandschaft mit konkurrierenden Anbietern und auch Demokratisierungsprozessen. Die Wünsche der Rezipienten entwickelten im Westen daher eine stärkere Dynamik als in der DDR. Ablesen lässt sich daran die Notwendigkeit einer Einordnung der Ergebnisse der Textanalyse in den allgemeinen zeithistorischen Kontext.

Das Beispiel illustriert exemplarisch das Vorgehen im Falle einer historischen Medienanalyse. Andere Fragen und Vorgehensweisen sind denkbar. Beispielsweise lassen sich nach Jäger (1999) verschiedene diskursive Ebenen unterscheiden: Spezialdiskurse, wie z.B. wissenschaftliche, unterliegen anderen Reglementierungen als Redeformen mit populärem, integrierendem Charakter, wie z.B. journalistische Repräsentationen. Eine dritte Ebene bildet der Interdiskurs, der als Sammlung des gemeinsamen Wissens- und Bedeutungshaushaltes verstanden werden kann. Diskursanalysen können demnach zum einen die Regeln untersuchen, nach denen die unterschiedlichen Diskurse jeweils funktionieren. Zum anderen können sie Verflechtungen und Überschneidungen der verschiedenen Diskurse und Diskursebenen analysieren und ihre Beziehungen zueinander klären. Im Mittelpunkt stehen dann meist weniger die Inhalte als die jeweiligen institutionellen Formen, die Träger des Diskurses, ggf. das Verhältnis zu konkurrierenden Diskursen.

### 3. Potenziale, Probleme und Perspektiven

Zu den Potenzialen von Diskursanalysen für historische Medienanalysen ist im ersten Teil dieses Aufsatzes schon einiges gesagt worden. Sie bilden eine geeignete Basis für kulturgeschichtliche Fragestellungen, die sich auf „weiche“ Phänomene wie Mentalitäten, kollektive Normen und Wahrnehmungen richten, die den „Zeitgeist“ oder Aspekte der politischen Kultur beschreiben möchten und die sich gerade auch auf der Basis von Massenmedien gut untersuchen lassen. Dass sie nicht klassisch ideengeschichtlich vom individuellen Autor her fragen oder werkimmanent angelegt sind, sondern immer auf einem größeren Textkorpus beruhen, macht sie anschlussfähig für makrosoziologische Fragen: Untersuchen lassen sich gesellschaftliche Erwartungen und Perzeptionen, die Kämpfe

um unterschiedliche Deutungen und Zuschreibungen sowie die damit verbundenen Machtkonstellationen. Diskursanalysen sind also prädestiniert für eine kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Perspektive.

Wie bereits angesprochen eignen sie sich m. E. in besonderem Maße für historische Zugriffe. Wirklichkeitsordnungen und Wahrnehmungen lassen sich besonders dann gut beschreiben, wenn sie uns fremd sind oder sich im Wandel befinden. Die generelle diskursive Gebundenheit des Forschers erschwert die Reflexion gegenwärtiger Diskurse, ohne sie gleichwohl von vornherein auszuschließen. Verbunden ist damit eine gewisse Exotisierung der Gegenstände, die aber zugleich auch ihre konsequente Historisierung mit sich bringt. Man kann dies etwa daran zeigen, wie sich die Erwartungen gegenüber Massenmedien mit der Zeit ändern. So wurden neue Medien wie Fernsehen und Computer in der Etablierungsphase einerseits als gefährlich wahrgenommen, andererseits mit hohen gesellschaftlichen Bildungs- bzw. Rationalisierungshoffnungen aufgeladen. Im Laufe der Zeit schwächten sich diese extremen Erwartungen ab, und die beiden Medien wurden zu alltäglichen Unterhaltungs- oder auch Arbeitsmitteln. Dies schlug unmittelbar auf den Charakter der Medien durch: Die Erwartung an das Fernsehen als Bildungsinstitution brachte ganz andere Programminhalte mit sich als sie heute in Zeiten eines primären Verständnisses von Fernsehen als Konsumgut und Unterhaltungsmittel unter verschärften Konkurrenzbedingungen üblich sind. Der kulturgeschichtliche Zugriff, der Diskursanalysen inhärent ist, immunisiert also gewissermaßen gegen einen statischen, überzeitlichen Wirklichkeits- (und eben auch Medienbegriff), und gerät weniger in Versuchung, aktuelle Maßstäbe einfach in die Vergangenheit zu projizieren.

Schließlich können Diskursanalysen auf eine bestimmte Art auch als Beiträge zur Wirkungs- oder Rezeptionsforschung gelten. Grundlage ist dabei die Dekonstruktion des aus dem Behaviorismus stammenden Modells von Angebot und Wirkung als klar unterscheidbaren Variablen. Vielmehr geht die Diskurstheorie davon aus, dass Anbieter und Konsument „Gefangene“ desselben, gesellschaftlich produzierten Diskurses sind und daher auch nicht unabhängig voneinander agieren. Die Unterscheidung zwischen Rezipienten und Produzenten wird damit relativiert. Auch wenn keineswegs von einem symmetrischen Verhältnis auszugehen ist, so unterstellt die Diskurstheorie doch eine gegenseitige Interaktion. Sie kann etwa helfen, hegemoniale Diskurse von anderen zu unterscheiden und Aussagen über den gesellschaftlichen Erfolg bzw. Misserfolg bestimmter Diskurse und der damit verbundenen Machtkonstellationen zu treffen. Setzen sich etwa bestimmte Vorstellungen und Modelle aus Spezialdiskur-

sen durch oder nicht? Können – beispielsweise in Diktaturen – politisch unerwünschte Diskurse dauerhaft unterdrückt werden, oder wandern sie dann in andere, verborgene oder scheinbar unpolitische Öffentlichkeiten ab, wie dies Forschungen zur literarischen Öffentlichkeit in der DDR aber auch zur Zensur im Vormärz nahe legen (vgl. Meuschel 1992: 309-310, 428-429)?

Betrachtet man etwa die massenmediale Propaganda in der stalinistischen Phase der DDR (1947-1953), so kann einerseits kaum ein Zweifel bestehen, dass es hier gelang, die tagesaktuellen Medien wie Zeitungen und Radio weitgehend der politischen Kontrolle der SED zu unterwerfen. Das ist aber selbstverständlich nicht gleichzusetzen mit einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz der seinerzeit verbreiteten antiwestlichen und prosowjetischen Propaganda. Vielmehr zeigt eine Analyse, dass die quasi-Integration der Medien in den Herrschaftsapparat dort zur Etablierung eines innerparteilichen Spezialdiskurses führte, der auf innere Geschlossenheit und Orientierung an der Sowjetunion zielte. Die vorhandenen Diskurse in der deutschen Nachkriegsgesellschaft orientierten sich jedoch an ganz anderen Interessen und Erfahrungen und ließen sich auch viel weniger kontrollieren. Im Ergebnis kam es somit keineswegs zu einer linearen Übernahme der entsprechenden Positionen, sondern die Medien verloren in der Gesellschaft im Gegenteil ihre Glaubwürdigkeit und ihre Funktion als Beobachtungs- und Vermittlungsinstitutionen (vgl. Classen 2004). Zwar bleibt die Analyse hier auf Plausibilitätsschlüsse angewiesen, aber sie kann Indizien dafür liefern, dass die Propaganda unter diesen Bedingungen nur auf geringe gesellschaftliche Resonanz stieß. Keine Antworten gibt die Diskurstheorie dagegen auf Fragen nach der individuellen Mediennutzung, zumal auf der Ebene einzelner Sendungen. Zwar lassen sich einzelne Diskurse zumindest ansatzweise auch bestimmten gesellschaftlichen Teilgruppen und -öffentlichkeiten zuordnen, doch insgesamt scheint das Verhältnis zwischen Diskursen und (fragmentierten) Öffentlichkeiten eher diffus zu sein.

Abschließend sollen im Folgenden drei Probleme skizziert werden, die mir jenseits einer häufig eher pauschalen und wenig substanziellen Kritik am „Kulturalismus“ respektive Konstruktivismus von Bedeutung scheinen (vgl. z. B. Saxer 2000), nämlich erstens die Frage der Repräsentativität, zweitens die Stellung des Subjekts innerhalb der Diskurstheorie und drittens die Frage des Verhältnisses von Medien und Diskursen.

Diskursanalyse, so wie sie hier verstanden wird, impliziert ein qualitatives Vorgehen, das auf die Rekonstruktion von komplexen, zumeist nicht leicht zugänglichen Phänomenen wie Wissensordnungen und Wahrnehmungen zielt.

Zugleich ändern sich Diskurse meist nicht schnell, sondern sie unterliegen im Normalfall einem eher langsamen Wandel. Das hat die methodische Konsequenz, dass in der Regel längere Zeiträume von mehreren Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten untersucht werden müssen. Aus beiden Aspekten resultiert ein hoher Analyseaufwand und die oben beschriebene Notwendigkeit, den Textkorpus nach pragmatischen Gesichtspunkten nicht selten radikal zu reduzieren. Zugleich ergibt sich damit aber das Problem der Repräsentativität. Inwiefern können die ausgewählten Texte auch tatsächlich als repräsentativ gelten, inwiefern werden die damit verbundenen Interpretationen noch den wissenschaftlichen Ansprüchen von Validität, Reliabilität und Objektivität gerecht? Der Verweis auf die Notwendigkeit einer Begründung der entsprechenden Auswahl einschließlich der Reflexion und Offenlegung der jeweiligen Kriterien ist sicher notwendig, wird aber angesichts der hochgradigen Selektivität, mit der oft vorgegangen werden muss, nicht alle Bedenken zerstreuen.

Hinzuweisen ist vielmehr darauf, dass hier generell ein anderer Anspruch und damit auch Repräsentativitätsbegriff zugrunde liegt als im Falle der quantitativ orientierten empirischen Sozialforschung: Angestrebt wird weniger eine umfassende, auf Totalität zielende Beschreibung der Wirklichkeit als eine ausschnittshafte, partielle Rekonstruktion historischer Perzeptionen; dabei mag es andere, auch gegenläufige Tendenzen geben, die nicht behandelt werden. Sie können sich unter Umständen über unterschiedliche Medien hinweg verbreiten, schon deshalb stellt sich Repräsentativität nicht unbedingt über einen geschlossenen Materialkorpus her, sondern kann ggf. auf disparaten Quellen beruhen. Vorausgesetzt wird dabei, dass sich Diskurse in ihren vielfältigen Dimensionen und Verschränkungen ohnehin nicht „vollständig“ beschreiben lassen.<sup>4</sup> Notwendig scheint es demzufolge, den Gegenstand und das Erkenntnisinteresse der eigenen Untersuchung entsprechend eng zu fassen und den Anspruch universeller Gültigkeit gar nicht erst zu erheben. Zugleich wird damit aber auch deutlich, dass die Übergänge zwischen diskursanalytischen Verfahren und klassisch-hermeneutischen Vorgehensweisen durchaus fließend sind. Keinesfalls handelt es sich hier um ein Verfahren, das – wie Foucault dies unterstellt hat – rein positivistisch vorgeht und frei von hermeneutisch-interpretativen Elementen ist (vgl. Keller 2006: 53).

<sup>4</sup> Dies erscheint auch insofern angemessen, als dass es sich bei den Quellen historischer Medienuntersuchungen häufig ohnehin um Zufallsüberlieferungen handelt, deren Selektionskriterien nicht mehr nachvollziehbar sind; auf Vollständigkeit zielende Untersuchungen lassen sich somit eher selten realisieren.



Ein weiteres Problem betrifft die Stellung des Subjekts innerhalb des Diskurses. Die Kritik lautet häufig, dass die strukturalistische Prägung, die das Subjekt quasi „abgeschafft“ habe, noch durchschlage. Menschliches Denken erscheine hier demnach ganz als Ergebnis mehr oder minder anonymer diskursiver Konstellationen (vgl. Mergel 1996: S. 69). Das ist insofern richtig, als hier seinerzeit tatsächlich eine radikale Dekonstruktion der idealistischen Auffassung vom Autor oder Handelnden als souveränem Subjekt angestrebt wurde. Ähnlich wie in Maurice Halbwachs' Theorie des kollektiven Gedächtnisses sind auch hier die Begriffe und Vorstellungen dem individuellen Denken bzw. Erinnern vorgängig. Demnach ist die Vorstellung von autonomen Individuen selbst Teil eines Diskurses, und tatsächlich könnte man zeigen, dass dieses Konzept keineswegs zu allen Zeiten dominant und unangefochten war.

So originell und provokativ der Gedanke einer diskursiven Präformierung allen Denkens (und Handelns) ist: Es stellt sich doch die Frage, ob die Rolle der Akteure hier nicht unterschätzt wird. Zumindest in einer strengen Lesart scheint es so, als ob bei Foucault die anonyme Macht der Diskurse alle intentionalen Strategien dominiere. Aber wie können sich Diskurse dann überhaupt verändern? Plausibler ist es, von einer Interdependenzbeziehung auszugehen, in der zwar die stabilisierten Diskurspraktiken jeder individuellen Äußerung vorausgehen, diese aber umgekehrt auf den Diskurs zurückwirken. Damit werden idealistische Vorstellungen von geistiger Autonomie ebenso zurückgewiesen wie die pauschale Annahme totaler Einflusslosigkeit des Individuums. Dies gilt im Übrigen auch für strategische Kommunikation bzw. Propaganda, die ja als Versuch verstanden werden muss, Normen durchzusetzen und damit auch Herrschaft über den Diskurs zu gewinnen (vgl. Hasslinger 2005: 45).

Umstritten bleibt schließlich das Verhältnis von Medialität und Diskurs. Schaut man sich die Forschungspraxis an, so stellt man fest, dass zumeist entweder thematisch fokussierte Studien durchgeführt werden, in denen der Aspekt der Medialität nur eine untergeordnete oder gar keine Rolle spielt, oder die Medien werden selbst zum Thema, also z. B. die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bei der Einführung des Fernsehens oder dergleichen.<sup>5</sup> Medien interessieren aus diskurstheoretischer Sicht bisher meist nur insofern, als sie Träger oder selbst Gegenstand von Diskursen sind. Inwiefern einzelne Medien einen eigenen Diskurs konstituieren, ist strittig (vgl. Stauff 2005: 127).

<sup>5</sup> Vgl. hierzu die dreibändige „Diskursgeschichte der Medien nach 1945“ (Schneider u.a. 2002-2004).

Im besseren Fall wird dabei deutlich, wie stark Medien das Produkt bestimmter, sich wandelnder kultureller Konstellationen und gesellschaftlicher Erwartungen sind und eben nicht allein auf technischen Weiterentwicklungen beruhen oder essenzialistisch verstanden werden können. „Das Fernsehen“ oder „der Rundfunk“ sind ohne Zweifel keine rein technischen Phänomene, die selbst schon die „message“ in sich tragen, wie McLuhan meinte. Aber ebenso wenig ist das, was sie ausmacht, unabhängig von der Technik, auf der sie basieren. Diese Bedingungen wirken strukturierend auf den Diskurs zurück und beeinflussen ihn. Jeder weiß, dass das Fernsehen kurze, prägnante Nachrichten privilegiert; und zugleich braucht man sich nur ältere deutsche Nachrichtensendungen anzusehen, um auf nach heutigen Maßstäben unerträglich lange und umständliche Politikerstatements zu stoßen. Zu untersuchen wäre demnach die Verschränkung von Diskursen, sozialen Praxen und technischen Apparaten, die sich gegenseitig bedingen und reproduzieren.

Dabei stoßen Diskursanalysen nicht nur auf das Problem der äußerst schwierig zu bestimmenden Grenzen des Diskursiven. Hinzu kommt, dass die Diskurstheorie aufgrund ihrer wissenschaftshistorischen Herkunft auf sprachliche Äußerungen fixiert ist. Zwar ist offenkundig, dass Bilder, Töne, Bauten etc. sich nicht unabhängig von Diskursen konstituieren, aber gegenwärtig fehlt noch weitgehend ein Instrumentarium, mit dem diese Repräsentationen diskursanalytisch ähnlich wie sprachliche Quellen analysiert werden könnten. Freilich teilt die Diskursanalyse dieses Desiderat mit hermeneutischen und anderen methodischen Orientierungen. Im Zuge des sogenannten „Iconic turn“ wird die Entwicklung entsprechender Verfahren in den Geistes- und Kulturwissenschaften derzeit intensiv vorangetrieben.

## Literaturverzeichnis

- Barthes, Roland (1967): *Le discours de l'histoire*. In: *Informations sur les sciences sociales*, 6. Jg., Heft 4, S. 65-75.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1977): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer (zuerst engl. NY 1966).
- Bublitz, Hannelore (1999): *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften*. Frankfurt a.M., New York: Campus.

- Classen, Christoph (2004): Faschismus und Antifaschismus. Die nationalsozialistische Vergangenheit im ostdeutschen Hörfunk (1945-1953). Köln: Böhlau.
- Classen, Christoph (2005): Ungeliebte Unterhaltung. Zum Unterhaltungsdiskurs im geteilten Deutschland 1945-1970. In: Ruchatz, Jens (Hrsg.): Mediendiskurse deutsch/deutsch. Weimar: VDG, S. 209-233.
- Diaz-Bone, Rainer (2003): Entwicklungen im Feld der foucaultschen Diskursanalyse. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung, 28. Jg., Heft 4, S. 60-102.
- Diez, Thomas (<sup>3</sup>2005): Die Konflikttheorie postmoderner Theorien internationaler Beziehungen. In: Bonacker, Thorsten (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 187-204.
- van Dijk, Teun A. (1985): Handbook of discourse analysis. 4 Bde. London: Academic Press.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst frz. Paris 1969).
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst frz. Paris 1966).
- Foucault, Michel (1979): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst frz. Paris 1971).
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hasslinger, Peter (2005): Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte. In: Eder, Franz X. (Hrsg.): Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 16. Jg., Heft 1, S. 33-59.
- Jäger, Siegfried (<sup>2</sup>1999): Kritische Diskursanalyse. Ein Handbuch. Duisburg: DISS.
- Keller, Reiner (2006): Wissen oder Sprache? Für eine wissensanalytische Profilierung der Diskursforschung. In: Eder, Franz X. (Hrsg.): Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 51-69.
- Keller, Reiner u.a. (2001): Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse – eine Einführung. In: Keller, Reiner u.a. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-27.
- Kittler, Friedrich (1986): Grammophon – Film – Typewriter. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Link, Jürgen (1983): Was ist und was bringt Diskurstaktik. In: KulturRevolution, 2. Jg., S. 60-66.
- Mergel, Thomas (1996): Kulturgeschichte – die neue ‚große Erzählung‘? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft. In: Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-

- Ulrich (Hrsg.): Kulturgeschichte heute. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 41-77.
- Meuschel, Sigrid (1992): Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945-1989. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Pörksen, Uwe (<sup>6</sup>2004): Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reckwitz, Andreas (2000): Der Status des ‚Mentalen‘ in kulturtheoretischen Handlungserklärungen. In: Zeitschrift für Soziologie, 29. Jg., Heft 3, S. 167-185.
- Rödter, Andreas (2004): Wertewandel und Postmoderne. Gesellschaft und Kultur der Bundesrepublik Deutschland 1965-1990. Stuttgart: Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus.
- Rotry, Richard (Hrsg.) (1967): The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method. Chicago: University of Chicago Press.
- Ruchatz, Jens (2005): Einleitung. In: Ruchatz, Jens (Hrsg.): Mediendiskurse deutsch/deutsch. Weimar: VDG, S. 7-22.
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Saxer, Ulrich (2000): Mythos Postmoderne: kommunikationswissenschaftliche Bedenken. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 48. Jg., Heft 1, S. 85-92.
- Schneider, Irmela u.a. (2002-2004): Diskursgeschichte der Medien nach 1945. Band 1 (2002): Schneider, Irmela/Stangenberg, Peter M. (Hrsg.), Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945; Band 2 (2002): Schneider, Irmela/Hahn, Torsten/Bartz, Christina (Hrsg.): Medienkultur der 60er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945; Band 3 (2004): Schneider, Irmela/Bartz, Christina/Otto, Isabell (Hrsg.): Medienkultur der 70er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stauff, Markus (2005): Mediengeschichte und Diskursanalyse. Methodologische Variationen und Konfliktlinien. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 16. Jg., Heft 4, S. 126-135.

## Zusammenfassung

- „Diskursanalyse“ ist keine fest definierte Methode im klassischen Sinn. Vielmehr firmieren unter diesem Label ganz unterschiedliche Ansätze im Bereich der Sprach-, Sozial- sowie Geistes- und Kulturwissenschaften, die mit verschiedenen Diskursbegriffen operieren und deren Erkenntnisinteressen auf differenten Ebenen angesiedelt sind. Gemeinsam ist ihnen lediglich die Konzentration auf Sprache und deren inhaltliche sowie formale Regelmäßigkeit.

- Die Entstehung der Diskurstheorie und ihre Verbreitung wird im Kontext des Übergangs von der Moderne zur so genannten Postmoderne verortet, mit dem konstruktivistische, auf die Beschreibung von Repräsentationen und Perzeptionen von Wirklichkeit gerichtete Ansätze an Bedeutung gewannen.
- Skizziert wird die derzeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften einflussreichste Richtung diskurstheoretischer Ansätze in der poststrukturalistischen Tradition Michel Foucaults, die auch im Bereich der historischen Medien- und Kommunikationsforschung produktiv erscheint. Verbunden ist damit einerseits eine konstruktivistische Perspektive, der zufolge Diskurse Praxen sind, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1973). Zum anderen richtet sich das Interesse damit auf makrosoziologische Fragen nach gesellschaftlicher Wissensproduktion und Machtverhältnissen.
- Die Potenziale diskursanalytischer Ansätze bestehen vor allem in der Anschlussfähigkeit an kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Fragehorizonte und ihrer historisierenden Tendenz sowie ihrer Fähigkeit kulturelle Spezifika und zeitlichen Wandel abzubilden. Demgegenüber scheint der Aspekt der Medialität, des Zusammenwirkens von kulturellen Zuschreibungen und technischen Dispositiven derzeit noch unterbelichtet.

### Weiterführende Literatur

- van Dijk, Teun A. (Hrsg.) (2007): Discourse and Communication 1ff. (Journal): Sage; <http://dcm.sagepub.com/>
- Eder, Franz X. (Hrsg.) 2006; Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Foucault, Michel (1999): Botschaften der Macht. Reader Diskurs und Medien. Stuttgart: DVA.
- Keller, Reiner u.a. (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner u.a. (Hrsg.) (2001/2003): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. 2 Bde. Opladen: Leske + Budrich.
- Landwehr, Achim (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: Edition Diskurs.
- Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.) 2005: Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK.
- Mills, Sara (2007): Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis. Tübingen u.a.: Francke.